

Die Zeitungszeit

Nr. 37

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

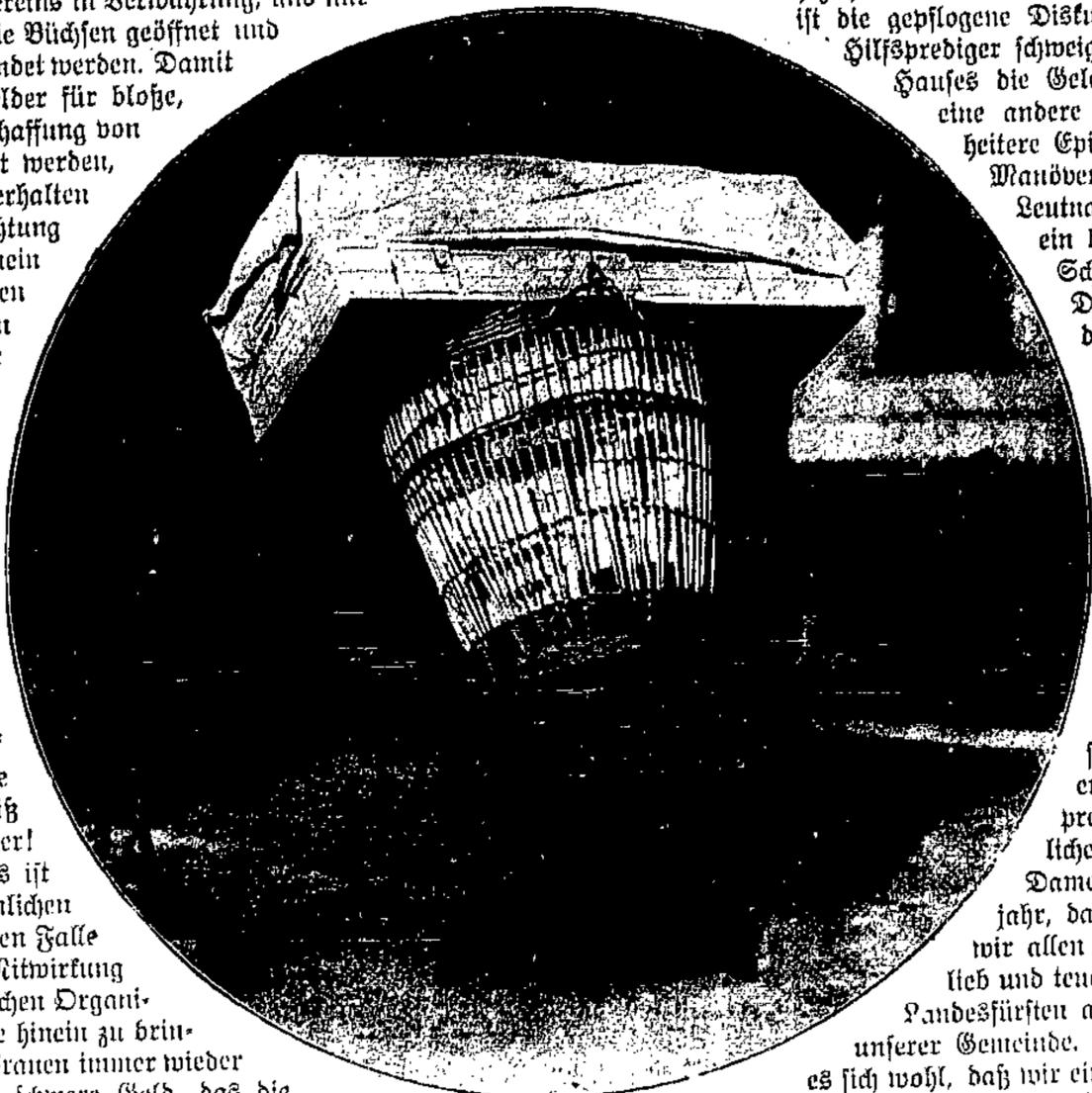
Diese Auffassung hat wirklich etwas für sich", stimmte Noack Vater bei. „Es ist in der Tat ein Skandal, daß gerade unsere evangelischen Arbeiter den Einflüsterungen der roten Hetzengel so zugänglich sind.“ „Wir sind mit unserem Wirken natürlich noch weitergegangen“, fährt der Hilfsprediger fort. „Und da ist es gerade unser hochverehrtes Fräulein Noack, dem wir eine ungemeine praktische und segensreiche Schöpfung verdanken: nämlich die Einrichtung von Haussparkassen. Die Büchsen bleiben in den Händen der Mitglieder, die Schlüssel zu den Büchsen behält jedoch der Vorstand des evangelischen Arbeitervereins in Verwahrung, und nur mit seiner Zustimmung dürfen die Büchsen geöffnet und die angesammelten Beträge verwendet werden. Damit verhindern wir, daß die Spargelder für bloße, eingebildete Bedürfnisse, wie Anschaffung von Putz oder dergleichen, verbraucht werden, sondern für wirkliche Notfälle erhalten bleiben. Mit der ganzen Einrichtung haben wir den Sparsinn ungemein gefördert. So erhalten wir unseren Mitgliedern nicht nur die höchsten ideellen Güter des Lebens, wir sorgen auch für ihr materielles Wohlergehen, und damit für Häuslichkeit, Glück und Zufriedenheit in den Arbeiterfamilien.“ „Man muß Ihrer Tätigkeit wirklich volle Anerkennung zollen, Herr Hilfsprediger“, jagt der Bürgermeister im Tone wärmsten Wohlwollens. „Schon der unendlichen Geduld halber, die Sie aufwenden müssen, um die Mitleideten wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Die meisten der Leute sind doch gewiß recht fanatisch nicht wahr?“ „Leider! Leider! Herr Bürgermeister! Es ist mir bisher bei verheirateten männlichen Arbeitern noch in keinem einzigen Falle gelungen, den Mann ohne die Mitwirkung seiner Ehefrau aus der sozialistischen Organisation heraus und in die unserer hinein zu bringen. Nur dadurch, daß wir den Frauen immer wieder auseinandersetzen, wie gut das schwere Geld, das die Männer der sozialistischen Organisation opfern, im Haushalte verwendet werden könnte, gewinnen wir sie, und durch ihren Einfluß schließlich auch die Männer. Hat jedoch der Mann mit seinen Ideen die Frau so weit angesteckt, daß auch sie steif und fest an die Wichtigkeit der sozialistischen Grundsätze glaubt, dann ist alle und jede Mühe vergebens.“ „Wie verhalten sich nun die Zurückgewonnenen?“ fragt der Polizeirat. „Die bleiben in der Regel unserem Verein treu, Herr Rat. So habe ich erst gestern Abend einen solchen Proselyten besucht, der bereits ein halbes Jahr Mitglied des sozialistischen Textilarbeiterverbandes war. Der Mann hat mir warm die Hand gedrückt und gesagt: ich bin Ihnen unendlich dankbar, Herr Pastor,

daß Sie mich aus dem Mann befreit haben, in dem ich gefangen war. Früher erhielt ich jede Woche das Verbandsorgan, und in jeder Nummer waren Mitteilungen von Lohnabzügen, Maßregelungen, Aussperrungen und Streiks, so daß ich aus der Unruhe und der Aufregung gar nicht herauskam. Jetzt höre ich nichts mehr von diesen Dingen, lese nur das evangelische Sonntagsblatt mit seinen erbaulichen Betrachtungen und lebe wieder als glücklicher Mensch.“ Die übrigen Gäste sind zwar mit höflicher Aufmerksamkeit dem Gespräche gefolgt, aber nach dem Geschmack

der Mehrzahl der Anwesenden, namentlich des jüngeren Teiles, ist die gepflogene Diskussion offenbar nicht. Als der Hilfsprediger schweigt, benützt daher der Sohn des Hauses die Gelegenheit, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, indem er heitere Episoden aus dem Garntson- und Wanderverleben erzählt. Ihm sekundiert Leutnant von Hohenstein, der sich als ein brillanter Erzähler von allerlei Schmurren und Anekdoten erweist. Darüber vergeht die Zeit so schnell, daß man ganz überrascht ist, als das Erscheinen der dampfenden Punscherrinnen das Nahen der Mitternachtsstunde ankündigt. Gespannt lauschen einige junge Herren aus einem geöffneten Fenster auf die Schläge der großen Turmuhr drüben in der Stadt, und als ihre Tonwellen die Villa Noack erreichen, klingen in dieser die Gläser unter fröhlichem „Prosit Neujahr!“ zusammen. Als die Gesellschaft sich wieder gesetzt hat, erhebt sich würdevoll der Hilfsprediger Pauli und beginnt feierlichen Tones: „Meine hochverehrten Damen und Herren! Das frohe Neujahr, das wir soeben ausbrachten, haben wir allen gewünscht, die unserem Herzen lieb und teuer sind. Von unserem erhabenen Landesfürsten an bis zu dem ärmsten Mitglied unserer Gemeinde. Aber in dieser Stunde geziemt es sich wohl, daß wir eines Mannes in unserer Mitte be-

Die Votenvrau.

sonders gedenken, der uns in allen bürgerlichen Tugenden voranleuchtet, der heute unser Gastgeber ist und der mit dem Glockenschlag zwölf nicht nur mit uns in ein neues Kalenderjahr eingetreten ist, sondern auch ein neues Lebensjahr begonnen, einen Lebensabschnitt abgeschlossen hat. Fünzig Jahre! Und ein Leben voll schwerer Mühen und reicher Erfolge ist es, auf das unser hochverehrter Herr Gastgeber heute zurückblicken kann. Und immer war dieses Leben geleitet und getragen von dem einen großen christlichen Gedanken: Habet die Brüder lieb! Wo immer unser Volk, ja die gesamte Christenheit eine Heimtückung traf, stets war unser Herr Noack der erste, der mit reichen Spenden Tränen trocknete und Kummer stillte.



Er ist damit nur der Tradition seiner Familie treu geblieben, die stets ein Leben geführt hat, das so recht Gott dem Herrn geweiht war. Und Gott der Allmächtige hat sie reich dafür gesegnet und insbesondere auch unseren verehrten Herrn Noack in den Stand gesetzt, Großes für unsere vaterländische Industrie, unser heimisches Gewerbe zu leisten.

Das mag Herrn Noack trösten in einer Zeit, in der die Arbeitgeber unserer Stadt, die rastlos um das Wohl ihrer Arbeiter besorgt waren, es mit blutendem Herzen erleben müssen, wie durch die Lehren eines wüsten Materialismus und kulturfeindlichen Sozialismus alle schönen patriarchalischen Bande zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zerrissen, die Arbeiter allen heiligsten Gütern entfremdet, zu Motten vaterlandsloser Gesellen erzogen werden. Das mag ihn befähigen, auch fernerhin entschlossen für unsere gottgeheilte Ordnung einzutreten, unserer vaterländischen Ordnungspartei auch weiterhin eine kraftvolle Stütze zu bleiben.

Meine hochverehrten Damen und Herren! Ich glaube, Ihnen allen aus der Seele zu sprechen, wenn ich dem Wunsche Ausdruck gebe, daß unser hochverehrter Herr Noack für die vielen Widerwärtigkeiten, die er in seiner Stellung als Arbeitgeber erdulden muß, reiches Glück in seiner teneren Familie finden und daß es ihm beschieden sein möge, noch viele lange Jahre in guter Gesundheit unter uns zu weilen, als Stütze unserer Stadt, als Stolz unserer heimischen Industrie. Erheben wir unsere Gläser auf das Wohl unseres verehrten Geburtstagskinds! Herr Noack soll leben! Nochmals! Und abermals!

Sichtlich gerührt, nimmt, nachdem das letzte Hoch verklungen ist, Noack Vater das Wort: „Meine lieben, hochgeehrten Gäste! Aus vollem Herzen danke ich Ihnen für die Ovation, die Sie mir eben bereitet haben. Ich glaube die warmen, freundschaftlichen Gefühle, die Sie für mich und mein Haus empfinden, nicht besser erwidern zu können, als indem ich Ihnen, als den ersten, von einem fröhlichen Ereignis in meiner Familie Kenntnis gebe: Meine einzige Tochter Dora hat sich heute mit dem Herrn Premierleutnant Freiherrn von Hohenstein verlobt. Ich bitte Sie, anzustoßen auf das Wohl des jungen Paares.“

Mit innerem Behagen weidet sich Noack an der großen Ueberraschung, die seine Mitteilung hervorruft und die sich in einem allgemeinen Ah! Luft macht. Dann drängen die Gäste von allen Seiten herzu, um mit dem jungen Paare anzustoßen und ihm, wie auch Herrn und Frau Noack Glück zu wünschen.

Auch der Hilfsprediger steht auf. Doch das Glas in seiner Hand schwankt und er selbst taumelt so, daß er sich wieder auf seinen Sitz niederlassen muß.

„Um Gott! Was ist Ihnen?“ fragt Fräulein Auguste Noack besorgt.

„Ich weiß nicht,“ stammelt der Hilfsprediger. „Die Wärme . . . der Wein . . . ich bin an solche Dinge nicht gewöhnt. Ich werde einen Augenblick in den Vorraum gehen, vielleicht wird mir da wohlter.“

Aber auch draußen bessert sich das Befinden des Hilfspredigers nicht. „Es wird am besten sein, wenn ich mich nach Hause begeben,“ sagt er leise zu Fräulein Noack, die besorgt mit hinausgegangen ist. „Die frische Nachtluft wird mir wohl tun. Entschuldigen Sie mich bei den Herrschaften und beglückwünschen Sie in meinem Namen Eltern und Verlobte.“

Fräulein Noack gibt dem rasch seinen Ueberrock Nehmenden noch das Geleite bis zur Haustüre, wo sich der Hilfsprediger von ihr verabschiedet.

Draußen hastet Herr Pauli durch den Vorgarten. Vor der Gartentüre bleibt er nochmals stehen. Mit beiden Händen an die eisernen

Stäbe des Bannes angeklammert, schaut er hinauf nach den hellerleuchteten Fenstern. Das Gesicht ist von Wut und Eifer sucht zur Frage verzerrt, und die bebenden Lippen murmeln keine Segensprüche, sondern gräßliche Flüche und grenliche Verwünschungen. Droben nähert sich dem Fenster ein Paar. Scharf heben sich die Gestalten ab: ein schlanke, zierliches Mädchen, angeschmiegt an einen hohen, stattlichen Mann in Uniform. Da läßt der Hilfsprediger den Bann los und rennt, wie von Furien gepeitscht, der Stadt zu. (Fortf. folgt.)

Das Eisen.*

Von Alfons Pehold.

Im großen Saale zischt es und dampft,
Der stählerne Kolben das Eisen stampft.

Die Funken sprühen, der Glührost spritzt,
Der eiserne Span die Hände ritzt.

An ihren Maschinen die Männer herum,
Wie Marmorbilder stehn sie stumm.

Nur Züner hat kein kalt' Gesicht,
Ein Lachen aus seinen Augen bricht.

Die erste Woche wird es sein,
Da bringt er den Lohn seinem Mütterlein.

Drei lange Jahre stand er dabei
Als Lehrbub. Gestern wurde er frei.

Wie hat die Mutter gehungert, gespart
Drei Jahre, bis er Geselle ward.

Doch nun — nun soll es anders sein.
„Ein Haus kauf' ich meinem Mütterlein

Und warme Kleider und warme Schuh'
Und einen riesigen Schinken dazu“

So denkt er froh und lacht — und grell
Ein Schrei! Ergriffen vom Rad der Besell'!

Vom Riemen in die Speichen gepreßt —
Die Eisenfinger fassen fest.

Man trägt die Leiche stumm hinaus.
Weiter brüllt das Eisengebraus.

Flimmert auch Blut vor manchem Blick,
Keiner tritt vom Werk zurück.

Das Eisen, die Arbeit, sie bergen das Geld,
Das Eisen, das Eisen ist ihre Welt.

Legenden vom Tode Karls I.

Von H. Conrady.

Am das Ende des despotischen Stuart, dessen Hinrichtung den Gipfelpunkt der englischen Revolution darstellt, hat sich ein Kranz von Geschichtlegenden gewoben. Was an den Darstellungen des historischen Ereignisses vom 30. Januar 1649 einer genauen Nachprüfung an der Hand unanfechtbarer Quellen nicht standzuhalten vermag, ist teils auf bloße Nachlässig-

* Aus: „Trop alledem!“ Gedichte von Alfons Pehold. Wien. Volksbuchhandlung, Nr. 25 Bfg.) Das kleine, empfehlenswerte Büchlein ist reich an schönen, formvollendeten Stammsliedern, die einen jungen, österreichischen Parteigenossen zum Verfasser haben. Es steckt viel Freudigkeit und Siegeszuversicht in diesem Buche, und eine starke Sehnsucht schwingt in seinen Strophen, die aufzuwachen will, begeistert und mitreißt.

keit zurückzuführen, zum Teil aber auch auf absichtliche Entstellung zu reaktionären Zwecken: nach Beseitigung der Republik und Wiedereinsetzung des Hauses Stuart hatten die siegreich gewordenen Royalisten das Bestreben, aus der englischen Geschichte der letzten Jahrzehnte alles möglichst auszumerzen, was ihnen nicht in den Kram paßte. Darauf geht, wie so viele Entstellungen des Verlaufs der englischen Revolution, auch ein unhistorischer Zug in den landläufigen Berichten vom Tode Karls I. zurück. Andererseits aber hat auch die bloße Oberflächlichkeit dahin gewirkt, von dem Vorgang ein anderes Bild zu geben, als wie es dem wirklichen Verlauf nach sein mußte. Dies gilt für die Erzählung, die man in vielen Büchern finden kann, daß Karl I. vor dem Block gekniet habe. Es sieht man auch auf Bildern gewöhnlich die Hinrichtung dargestellt: vor den Augen einer großen Menschenmenge, jedermann sichtbar, wird der Erlkönig auf dem Schafott, vor dem Block niederknien, enthauptet.

In Wirklichkeit war die Anordnung und der Hergang der Sache ganz anders. Vor dem Whitehallpalast war ein Schafott errichtet, das mit schwarzem Tuch ausgelegt und mit einem Geländer eingefaßt war, das gleichfalls mit schwarzem Stoff bezogen war. Dieses Geländer war so hoch, daß es einem Mann bis an die Hüfte reichte. Inmitten des also eingegrenzten Raumes lag auf dem Schafott der Richtblock, ein flaches Stück Holz von anderthalb Fuß Länge und einem halben Fuß Höhe. Darauf konnte natürlich niemand knieend sein. Haupt legen. Und es unterliegt denn auch, wie ausdrücklich berichtet, nicht dem geringsten Zweifel, daß der Delinquent sich zur Vornahme der Hinrichtung lang hinlegen mußte. Vor gegenwärtig man sich alle diese Tatsachen, ist ist sonnenklar, daß die zusammengeströmten Zuschauer faktisch von der Hinrichtung nicht das Geringste gesehen haben, sondern erst nachher die abgeschlagene Haupt Karls I. erblickten, daß der Scharfrichter an den Haaren in die Höhe hief. Somit sind die Bilder, die den Vorgang anders darstellen, als bloße Phantasiegemälde zu bezeichnen, von Lenten herrührend, die nicht Augenzeugen waren und nicht einmal jowiel Sorgfalt aufgewendet haben, sich an der Hand authentischer Berichte eine genaue Vorstellung von ihrem Gegenstand zu verschaffen. Einen alten englischen Stich gibt es übrigens, der von einem Augenzeugen oder mindestens von einem wohlunterrichteten Zeichner herrührt, denn er stellt das Schafott so dar, wie es wirklich gewesen ist, mit einem verhängten Geländer umgeben, über das die außer Karl auf dem Blutgerüst befindlichen Personen nur mit dem Oberkörper hinaustragen, während vom König gar nichts zu sehen ist.

Die Berichtigung des herkömmlichen Tritums in bezug auf diesen Punkt ist offenbar nicht nur für Leute mit blutrünstiger Phantasie von Interesse, die, wie die Leser von Sensationsblättern, an haarkleinen Schilderungen von Hinrichtungen ihr Vergnügen haben; sondern der Feststellung des Tatbestandes wohnt ein erhebliches historisches Interesse inne, sofern darauf auf das Wesen der sogenannten „Königsmörder“ Licht fällt. Die royalistischen Legendensabrikanten haben allerlei Geschichten erfunden, um die Mordthat hervorzuheben, mit der die Republikaner gegen Karl I. zu Werke gegangen sein sollen. Alle diese Märchen werden schon durch das eine Faktum Lügen gestraft, daß die Richter Karls I. dafür Sorge getragen haben, den Mord der Exekution der Schaulust zu entziehen. Damit stehen sie turmhoch über ihren royalistischen Gegnern, die nach der Restauration die „Königsmörder“ in aller Öffentlichkeit nicht nur hinrichten, sondern auch vierteilen und die zerstückelten Körper auf Schleifen unverdeckt durch die Straßen fahren ließen, ja, es sogar fertig

Namen, die bereits verstorbenen „Königsmörder“ Bradshaw, Cromwell und Arton aus den Gräbern reißen und an den Galgen hängen zu lassen. Wie die reaktionären Junfer die Hinrichtung Karls I. an einer kleinen Anzahl von Personen als Verbrechen heinzujuchen, so waren ganz folgerichtig auch bemüht, die Geschichte einer Tage so darzustellen, als wenn für den Tod des Königs faktisch bloß eine kleine Gruppe von Menschen verantwortlich zu machen sei, die gegen den Willen der großen Masse der Engländer, vermöge ihrer militärischen Macht das blutige Ende des Stuart zu Wege gebracht hätten. Aus dieser Tendenz der reaktionären Geschichtsschreibung der englischen Restaurationzeit erklärt sich eine andere Legende über den Tod Karls I., die in fast alle modernen Bücher über die große britische Umwälzung übergegangen ist. Das ist die Erzählung, wonach beim Fall des Weiles die Menge in einen langen, dumpfen Senfzer der Wehklage, des Entsetzens und des Abnehmens vor der Tat ausgebrochen sein soll. Die Historiker machen dann auf diesen angeblichen Vorgang solche Anwendungen wie diese: „Als der dumpfe Klang des auf den Nackt anfallenden Nichtbeis ertönte, rang sich aus der Brust der uns Schafott verammelten Menge ein Aufschrei des Entsetzens, der, von elementarer Gewalt erzeugt, die Tatsache verwirklicht, daß die Mehrheit des englischen Volkes und der Bewohner von London Karls Enthauptung als ein Unerhörtes empfand, als ein Unerwünschtes beklagte.“

Diese Logik ließe sich hören, wenn der bewusste Senfzer als geschichtliche Tatsache anzusehen wäre. In Wirklichkeit ist er von den Royalisten erfunden zu dem Zweck, die Volksmasse als unwandelbar königstreu und von den königsmörderischen Machthabern vergewaltigt hinzustellen. Authentische gleichzeitige Berichte wissen von den Senfzern gar nichts. Als ein ganz unanfechtbarer Gewährsmann ist in diesem Falle Clement Walker anzusehen, presbyterianisches Mitglied des langen Parlaments und als solches von den Independents im Dezember 1648 ausgeschlossen. Er ist in seiner „Geschichte des Independententums“, deren zweiter Teil mit dem Untertitel „Englische Anarchie“ 1649 erschien, ganz Gift und Galle gegen diese nun regierende Partei, gegen die Republik und gegen die Verurteilung und Hinrichtung des Königs. Ueber dieses Ereignis ist er so aufgebracht, daß er die Namen der Mitglieder des hohen Gerichtshofs über Karl I. mit roten Lettern drucken läßt. Aber von dem Senfzer weiß er nichts zu erzählen. Vielmehr berichtet er, daß die ganze Umgebung des Schafotts von republikanischen Soldaten und von Mitgliedern der revolutionären Sekten besetzt gewesen sei, die beim Fall des königlichen Hauptes in einen lauten „shout“ ausbrachen. Das Wort shout aber heißt auf deutsch soviel wie Anbetruf, mindestens aber wie beifälliger Zuruf.

Im völligen Gegensatz zu dieser rein royalistischen Legende vom Senfzer des Entsetzens bezeugt Walker also eine Zustimmungsaussprechung der Menge. Und er ist denn überhaupt anno 1649 nicht der Meinung gewesen, mit seinen Sympathien für das Königtum die Masse des Volkes für sich zu haben. Er hat nämlich zu der Hinrichtung des Königs eine allegorische Abbildung, die die Fällung der königlichen Eiche von England darstellt. Da sieht man Soldaten mit Netzen auf den Baum einhauen, und an Stricken ziehen, um den Sturz des königlichen Baumes herbeizuführen. Leute aus dem Volk, mit der erklärenden Weisheit: „Die unbestimmte Menge, hart gegen den Stürzenden.“ Die Zerstörung der Senfzerlegende ist noch wichtiger, als die der anderen, weil sie viel mehr dazu beitragen kann, die übliche schiefe Auffassung der englischen Revolution richtig zu stellen. —

Thüringer Spielwaren.

Von Frieda Wulff.

Die Wiege der deutschen Spielwarenindustrie hat in Nürnberg gestanden, doch seit Jahrhunderten finden sich auch schon in anderen Gegenden Deutschlands Distrikte, wo fast ausschließlich Spielwaren angefertigt werden. Einer der Hauptorte hierfür ist Sonneberg in Thüringen. Schon im 17. Jahrhundert war die Spielwarenindustrie dieser Stadt gleich der Nürnberger emporgeblüht. Heute gehen Sonneberger Spielwaren in die fernsten Weltteile. Die Ursache für das Entstehen der für die Spielwarenfabrikation so wichtigen Holzdrecherei und Schnitzerei ist der Waldreichtum Thüringens. Die Produktionsmittel, Werkzeuge, Rohstoffe wie Zutateln werden, wo es sich um Hausindustrie handelt, von den Arbeitern selbst gestellt. Nun ist ja die elende Lage der armen Thüringer Spielwarenarbeiter geradezu sprichwörtlich geworden. Gegenüber dem soliden, oft recht kippigen Reichtum der Verleger der Spielwaren bildet die von Generation zu Generation immer mehr degenerierte Arbeiterbevölkerung einen furchtbaren Kontrast.

Neben der industriellen Betätigung ist den Spielwarenarbeitern in den Dörfern Thüringens Ackerbau und Viehzucht nicht ganz fremd geworden. Das vorhandene Grundstück ist aber in der Regel sehr klein, selten groß genug, um den Bedarf der Familie an Kartoffeln zu decken. Die Heimarbeiter haben aber auch schließlich gar keine Zeit, um einen größeren landwirtschaftlichen Betrieb zu bearbeiten.

War in früheren Zeiten die Herstellung der Spielwaren fast ausschließlich Hausindustrie, so sind neuerdings die Fabriken mehr und mehr an Zahl gestiegen. Das schließt jedoch nicht aus, daß einzelne Verrichtungen immer noch von Heimarbeitern getan werden. Nur in großen Fabriken einzelner Branchen werden fast alle Gegenstände ganz in den Fabriken hergestellt. Die Hausindustriellen sind dem Verleger, der ihnen die Ware abnimmt, vollständig untergeordnet. Die Verleger sind die Vertreter des Kapitals, sie sorgen für den weiteren Abtrieb der Ware, sie bestimmen die Muster und führen überhaupt das ganze Kommando. Eine Gruppe der Spielwarenarbeiter arbeitet der anderen in die Hand. Der Holzschnitzer liefert seine Brettchen, Pferdebeine oder was er sonst aus Holz geschnitten hat, an einen anderen Kleinmeister, der die Pferde aus diesen Holzstücken und den vom Drücker gelieferten Körpern zusammensetzt. Dann streicht vielleicht noch ein anderer die Ware an, schmückt sie aus, bis sie zur Ablieferung kommt. Nur die bis ins kleinste durchgeführte Teilarbeit ermöglicht den billigen Preis der Waren, andererseits könnten die Arbeiter gar nicht mehr existieren.

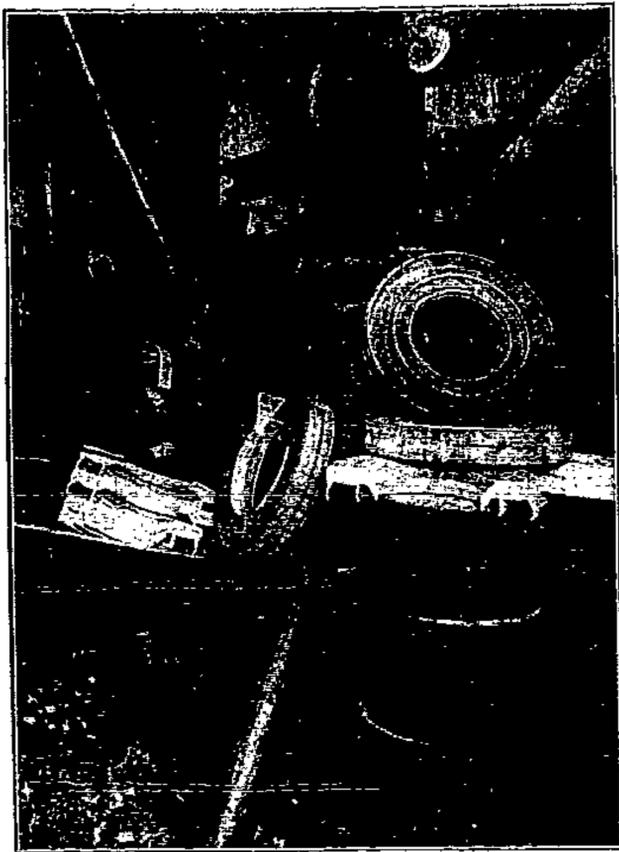
Betrachten wir einmal genau den Werdegang der aus einem Stück Holz hergestellten Tiere: Mit der Zirkelsäge zerschneiden die Reisdreher die noch nassen Holzstämme zu 10 bis 15 Zentimeter hohen Scheiben und drehen sie auf der Drehbank vermittels Schablonen innen und außen ab, so daß die zukünftigen Pferde, Schäfchen, Kühe, Hirsche und andere Tiere in ihren Umrissen klar hervortreten. Diese Scheiben kaufen die Schnitzer und spalten sie in 30 bis 40 Teile. Beim Schnitzen, bis zur völligen Vollendung der Gestalt des Tieres, hilft nun die ganze Familie. Vom Schnitzer wandern diese Tierchen zum Maler, der sie in den schönsten natürlichen Farben aus der Hand gibt. So fließt denn das vom Verleger gezahlte Geld in immer kleinerem Strome durch die lange Reihe von Hilfsarbeitern, so daß ein jeder von ihnen indirekt vom Verleger abhängt. Alle Faktoren, die die Schäden der Heimarbeit ausmachen,

treffen hier zusammen: Lange Arbeitszeiten, geringer Lohn, Anspannung aller Arbeitskräfte ohne Rücksicht auf Alter und körperliche Konstitution, daneben, teilweise als Folge des eben Genannten, schlechte Ernährung, miserable Wohnungsverhältnisse, Krankheiten der schlimmsten Art sind die täglichen Erscheinungen im Dasein der Spielwarenheimarbeiter. Das furchtbare Elend, unter dem die armen Proletarier ihr Leben lang schmachten, wird selten in dem gebührenden Maße anerkannt. Man hält die Beispiele, die manchmal in der Öffentlichkeit angeführt werden, in bürgerlichen Kreisen für stark übertrieben oder betrachtet sie als Einzelfälle, bei denen auch womöglich den Familien die Schuld selbst zugeschrieben wird. Aber reiche Leute betreten nicht gern die elenden Hütten dieser Vermissten der Armen. Kommen sie in den Thüringer Wald, um Erholung für ihre „Nerven“ zu suchen, dann sehen sie es selbstverständlich, die Hütten des Elends und des entsetzlichen Fleißes aufzusuchen. Verirrt sich trotzdem jemand aus der „besseren“ Gesellschaft dort hinein, um die Verfertigung der Spielwaren an der Quelle zu betrachten, dann hindert ihn an der richtigen Erkenntnis der Dinge der Umstand, daß nach seiner Meinung Arbeiter eine andere Sorte von Menschen sind, die nach alter Herkunft bei den knappen Existenzmöglichkeiten immer noch ihrem Schöpfer danken können, daß sie so und nicht schlechter gestellt sind. Kommen jedoch Leute aus der Bourgeoisie wirklich Studien halber in diese Gegend, dann betreiben sie ihr Studium ebenfalls mit dem Vorurteil der besitzenden Klasse. Zudem üben diese Leute ihre Studien auch viel mehr in den Kontoren der Fabriken und Verleger aus, als in den Wohnungen und Werkstätten der Arbeiter. Schließlich lassen die Armen die Herrschaften auch nicht gern in ihre Behausung hinein; sie geben ihr Elend nicht gern dem Auge derjenigen preis, die als Angehörige einer höheren Gesellschaftsklasse naturgemäß nur sehr schwaches Verständnis für die Lage der Arbeiterklasse haben. Ungern geben sie Auskunft über Arbeitsverhältnisse, noch weniger gern geben sie ihren Arbeitsverdienst an. Die Sorge um die Erhöhung der schon recht beträchtlichen Steuern steht hinter jedem, der sich erkundigt und ihnen fremd ist, einen Spieß der Steuerbehörde. Wirklich treffliche Schilderungen der betreffenden Verhältnisse verdanken wir nur den Angehörigen der Sozialdemokratie, die in die Gegend kamen und das dort Erlebte der Allgemeinheit zugänglich machten, auch gelegentlich in den Parlamenten auf die elenden Verhältnisse in der Sonneberger Spielwarenindustrie hinwiesen. Wirklich treffend sind auch die Zustände auf der großen Berliner Heimarbeiters Ausstellung vor Augen geführt worden. Aber alles das hat nicht soviel gemützt, um auch nur die schädlichsten Auswüchse dieser Arbeitsmethode zu beseitigen. Die furchtbaren Elendsbilder, die durch die Veröffentlichung der Heimarbeiters Ausstellung bei sozialpolitisch besserdenkenden Gemütern Entsetzen und das Verlangen nach Abhilfe hervorgerufen haben, sind bald wieder verblaßt. Immer noch gibt es eine Menge Menschen, die die Heimarbeit als etwas Ideelles ansehen, die diese Betriebsform als eine für die sozialen Verhältnisse der Arbeiter recht günstige hinstellen. Demgegenüber können wir nicht genug die Schattenseiten — und fast nur solche gibt es — ins rechte Licht rücken. Die ganz miserablen Löhne müssen vor allem einer Betrachtung unterzogen werden. Sie sind ja nicht nur bei den Spielwarenarbeitern in der Heimindustrie zu finden, auch in den Fabriken sind die Löhne niedrig; aber mit Recht kann man behaupten, daß die niederen Löhne der Hausindustriellen zurückhaltend auf die Löhne in den Fabriken wirken. So erhalten in den Fabriken erwachsene Arbeiter

Wochenlöhne von 12 bis 15 Mk. Im Stücklohn werden von geschickten Arbeitern 20 Mk. in der Woche erzielt. In demselben Verhältnis, wie überall, stehen sich die weiblichen Arbeitskräfte schlechter als die Männer. Wochenlöhne von 7 bis 8 Mk. sind gang und gäbe. Bei Akford werden 9 bis 10 Mk. verdient. Die Fabrikarbeiterinnen sind deshalb auch gezwungen, abends noch Material nach Hause mitzunehmen und sich dort noch durch die Hausarbeit stundenlang um ihre wohlverdiente Ruhe zu bringen.

Die eigentlichen Hausindustriellen, die Hausarbeit verrichten, haben überaus schwer unter der Konkurrenz, welche sie einander machen, zu leiden. Schwer ist hier der eigentliche Arbeitsverdienst festzustellen, sicher ist aber, daß sie weit weniger verdienen, als die Arbeiter in den Fabriken, daß auch die Hälfte, oft zwei Drittel ihres Erlöses aus der fertigen Ware für Holz schon vorher draufgegangen ist. Die Steigerung der Holzpreise hat eine Erhöhung der Preise für die Produkte nicht in demselben Maße nach sich gezogen. Den mit steter Not kämpfenden Arbeitern wird es schwer, das Geld für das Holz aufzubringen. Das Holz muß beim Ankauf bar bezahlt werden. Wenn es nicht durch genossenschaftliche Hilfe möglich geworden ist, dem einzelnen zur Zeit der Holzverkäufe das Geld vorzuschießen, dann muß oft der letzte Groschen für das Rohmaterial ausgegeben werden, ohne Rücksicht darauf, woher die Familie für die nächste Zeit das Geld für die Ernährung hernehmen soll.

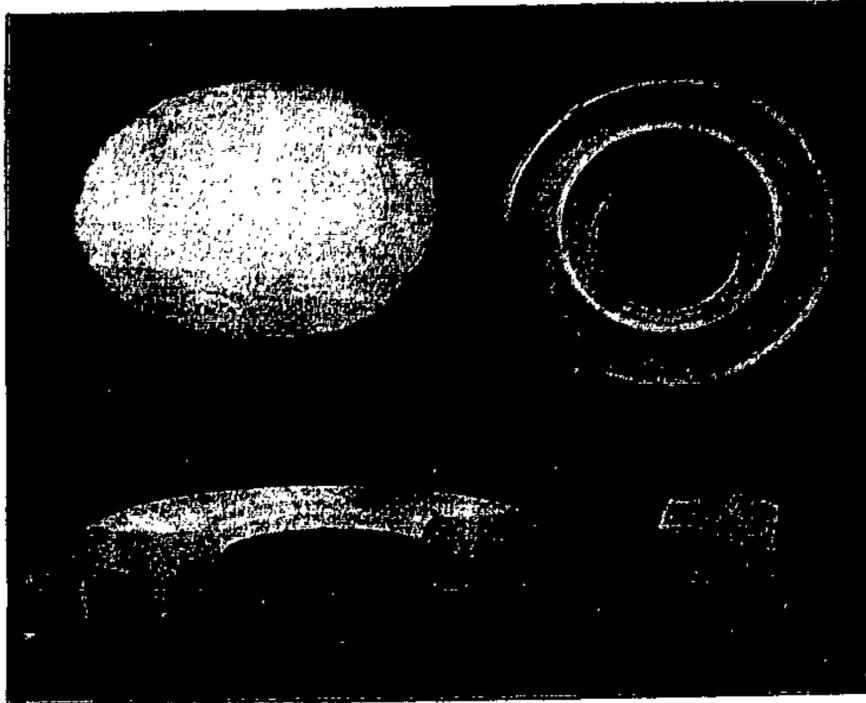
Das Bruttocomeinommen eines Holzspielwarenarbeiters beträgt ungefähr 34 Mk. in der Woche, davon gehen für Holz 20 Mk. ab, es bleibt also ein Wochenverdienst von 14 Mk.



Reifendrehler bei der Arbeit.

Wenn wir ferner noch hinzufügen, daß der Mann 15 Stunden am Tage arbeiten muß, um dieses Wenige zu verdienen, so kennzeichnet das ohne alle näheren Details die verdammenwürdigen Zustände. Bei einzelnen Teilarbeiten der Holzspielwaren ist der Lohn so gering, daß unbedingt alle Familienangehörigen zu der Arbeit mit herangezogen werden müssen. Wie eines unserer Bilder zeigt, arbeiten bei der Herstellung von Tierfiguren Mann, Frau und

sämtliche Kinder, selbst das kleinste findet noch Beschäftigung. Überall kann man beobachten — und sogar bürgerliche Schriftsteller, die über die Sombierger Spielwarenindustrie geschrieben haben, geben das zu —, daß Kinder drei, fünf, nicht selten auch acht bis zehn Stunden am Tage arbeiten. In seiner im Jahre 1899 erschienenen Schrift äußert sich Dr. Paul



Holzblock vom Stamm gesägt; dann zur Form gedreht. Unten: Gedrehte Reifenform gespalten; abgehaltene Tierfigur.

Chrenberg wie folgt: nach seiner Untersuchung arbeiteten in einem Orte Kinder bis 7 Uhr abends, in einem anderen Orte bis 8½ Uhr, in zwei Orten bis 9 Uhr, in acht Orten bis 11 Uhr, in drei Orten bis 11½ Uhr abends, in sechs Orten bis 12 Uhr nachts, in drei Orten bis 2 Uhr nachts, in zwei Orten bis 3 Uhr nachts, in einem Ort bis 4 Uhr morgens, in zwei Orten bis 6 Uhr morgens und in zwei Orten die ganze Nacht hindurch. Natürlich machen sich solche langen Arbeitszeiten „nur“ immer einige Tage in der Woche bemerkbar, Arbeitszeiten bis 11 und 12 Uhr kommen jedoch, wenn auch nicht immer die ganze Woche hindurch, immer aber mehrere Tage nacheinander vor.

Nach dem Erscheinen der Chrenbergschen Schrift ist nun das Kinderschutzgesetz in Kraft getreten, und wenn dieses Gesetz einen Sinn haben soll, so wäre seine Wirksamkeit vor allem bei diesen in der Heimarbeit schwer frohenden Kindern zu erwarten. So müßte es sein, wenn es nur so wäre! Wie schon genügend bekannt ist, läßt die Handhabung des Kinderschutzgesetzes viel zu wünschen übrig, und hier, wo es sich in den allermeisten Fällen um die Beschäftigung von eigenen Kindern handelt, versagt das Gesetz so ziemlich vollständig. Eine scharfe Kontrolle ist in den Wohnungen der Leute nicht durchzuführen. Nur das Radikalmittel kann sich hier als einzig wirksam erweisen: die Ausrottung der Heimarbeit.

Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, daß die Kinder, die täglich für andere Kinder Spielzeug herstellen müssen, niemals ein Spielzeug, um selbst damit zu spielen, in die Hand bekommen? Schon das Kind muß hier die bittere Wahrheit unserer heutigen Gesellschaftsordnung erfahren, daß selten die Erzeuger von Gegenständen auch die Nutznießer derselben sind. Nun verkennen wir gewiß nicht, daß ein gewisses Quantum Arbeit zur Erziehung der Kinder notwendig ist, aber hier ist über das Höchstmäß weit hinausgeschritten, und Arbeit von Kindern für den Erwerb ist auch wohl kaum als ein erzieherisches Moment zu betrachten. Jede individuelle Erziehung ist hier ausgeschlossen. Die Einseitigkeit und Eintönigkeit dieser Arbeit stumpft erwachsene Menschen ab, wie sollte das nicht erst bei den Kindern der Fall sein! Manche

Eltern wünschen gewiß ihren Kindern ein besseres Los, möchten, daß ihre Kinder einen besser lohnenden Erwerb ergreifen, dazu fehlt jedoch immer die Möglichkeit. Sowie die Kleinen um geringe Handreichungen tun können, müssen sie zugreifen; das ändert sich nicht, solange das Kind die Schule besucht. Ist es so weit herangewachsen, daß es die Schule verläßt, dann können die Eltern die eingearbeitete Arbeitskraft nicht entbehren. So vererbt sich das Gewerbe des Vaters auf den Sohn. Die Tochter hilft solange mit, bis sie schließlich einen eigenen Hausstand gründet usw.

Die traurigsten gesundheitlichen Verhältnisse kann man fast überall bei den Heimarbeiterfamilien beobachten. Die allzu frühe und andauernde Anspannung der Leute von Kindheit an im Verein mit der entsetzlich schlechten Ernährung sind die Hauptursachen hierfür. Kartoffeln, Brot und Kaffee bilden fast immer die Nahrung. Desmittags gibt es Kartoffelspeise in allen Variationen, tagsüber Brot und Kaffee. Der Hering zählt schon zu den guten Dingen.

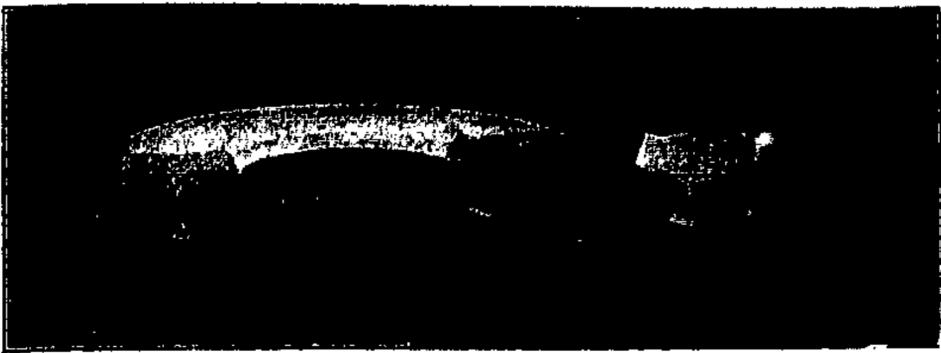
Fleisch ist ein noch seltenerer Leckerbissen; es wird seiner Kostbarkeit halber nur in kleinen Portionen auf den Tisch gebracht. Selbst dort, wo man ein Schwein aufgezogen und geschlachtet hat, wird mit dem Fleisch recht sparsam umgegangen.

Was die Ironie der Arbeit und die Unterernährung noch nicht allein fertigbringt, das schaffen die entsetzlichen Wohnungsverhältnisse. Überall sind die Behausungen für die meist kinderreichen Familien viel zu klein. In der Stadt findet man selten mehr als eine Stube mit Kammer, in den Dörfern höchstens zwei Zimmer als Wohnstätte für eine Familie. Fast immer findet eine Vereinigung von Wohn-

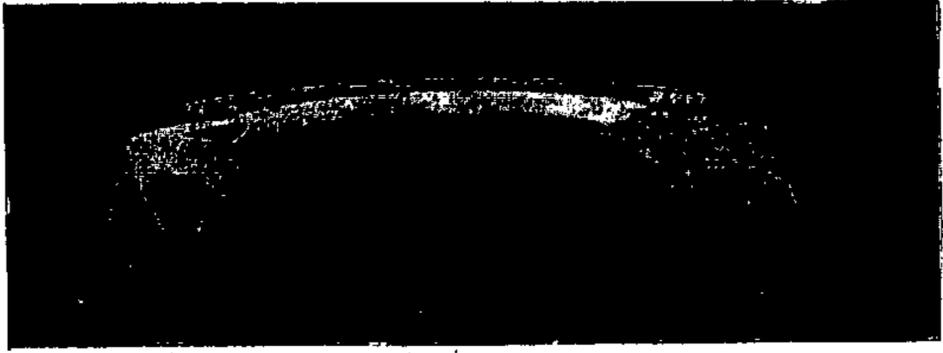


Das Abhauen der Tierfiguren vom gedrehten Reifen.

Schlaf- und Arbeitsraum statt. Ziehen wir in Betracht, daß eine solche Wohnung für eine acht- bis zehnköpfige Familie schon — wenn nur als Wohnung bemittelt — zu klein ist, so stelle man sich erst vor, welche Luft dort herrschen muß, wenn den ganzen Tag, oft auch noch die Nacht hindurch darin gearbeitet wird. Holzschmittleiben verursachen dazu noch Staub- und Schmutzansammlungen in erheblicher Maße. Im Winter wird auch noch, nach dem



Reifenstück mit abgearbeiteter Tierfigur.



Stirschreifen in roher Ausführung.

verkehrten Glauben, die Wärme nicht entfliehen zu lassen, kein Fenster geöffnet. Die Familie sucht meistens nach getauer Arbeit todtnüch ihr Nachtlager auf, ohne auch nur ein wenig frische Luft geschöpft zu haben. Eine kurze Unterbrechung dieser ungesunden Beschäftigung und ein Ergehen in freier Luft bietet sich nur beim Liefern. Wenn man aber diese Abwechslung als eine Erholung betrachten wollte, so könnte das ein gar falsches Bild entrollen. Schwerebeladen wanden Frauen und Mädchen, manchmal auch Kinder, mit der Würde dahin. Doch auch das ist noch manchen wegen der Zeit, die damit verloren geht, unmöglich, liegt doch das Ziel der Lieferung oft zwei bis drei Stunden vom Wege abseits. Dieses Ziel kann auch nur durch mühseliges Erklimmen steiler Straßenzüge erreicht werden. So ziehen es viele vor, ihre Ware von kleinen Fuhrwerken besorgen zu lassen. Wo für mehrere diese Besorgungen zusammen gemacht werden, ist immer noch ein größerer Vorteil dabei, als wenn die zwei bis drei Stunden geopfert werden.

Die Dürftigkeit der Wohnungsrichtungen ist von Bürgerlichen als Unsauberkeit vermerkt worden. Wenn es in den Häusern nicht immer an Sauberkeit glänzt, so ist sicher die Uebermüdung der Hausfrauen schuld daran. Bei den schlechten Wohnungsverhältnissen ist auch noch zu beobachten, daß die Häuser, in denen sich die Arbeiterwohnungen befinden, in manchen Orten furchtbar eng zusammengepfercht sind. Sie sind so dicht aneinander gebaut, daß sie sich gegenseitig Licht und Luft nehmen. Die Durchführung einer Wohnungsreform durch die Gemeinden ist dringend zu fordern. Hier und da hat man schon zur Selbsthilfe gegriffen, Bauvereine sind ins Leben gerufen. Aber hieran können sich doch immer nur die etwas bestgerüsteten Arbeiter beteiligen; der drückenden Wohnungsnot im allgemeinen wird dadurch nicht gesteuert.

Die ungesundesten Verhältnisse finden wir bei den von uns hauptsächlich angeführten Drechslern und Schnitzern. In mehreren Orten, wo diese Armen hausen, starben zeitweilig mehr Menschen an der Lungenschwindsucht, als in den Zentren der Porzellan- und Geißelindustrie. Ganze Familien sind von der Schwindsucht ergriffen. Die Kinder sind skrofulös; herangewachsen, fallen sie dann der Lungentuberkulose anheim. Wenn alles übrige, das in die Erscheinung tritt, nicht zu denken geben sollte, hier müßte bei rechtlich denkenden Menschen eine beängstigende Sorge

Seen" gerichtet. -- Und mit Recht. Denn dieses eigenartige Land, dieses kulturell hochentwickelte Volk hat ein Anrecht auf die Sympathien des Auslandes. Wer, wie ich, längere Zeit in Finnland gelebt hat, wird gern und dankbar an die Zeit zurückdenken, in der er in dem wahrhaft gastfreien Lande weilen durfte, er wird die wunderherrliche Natur Finnlands nicht vergessen können und die Sehnsucht nach den weißen Nächten wird in seiner Seele wohnen immerdar.

Überall im Lande, zwischen den hellen Birken und den düstern Kiefern, Föhren- und Tannenwäldern leuchten die Seen in wunderherrlicher kobaltblauer Farbe schimmernd auf, gleichsam wie Augen der finnischen Erde. Wo auch immer das Dampfrot seinen Weg durch das Dunkel der Wälder bahnt, stets sind die leuchtenden blauen Augen der Seen seine Begleiter. Der Grundton der finnischen Landschaft ist wohl ein melancholischer, aber das blauglühende Seewasser mildert den schwermütigen Ton und verleiht dem ganzen Landschaftsbilde einen unendlich zarten Reiz voll jungfräulicher Keuschheit und Schönheit. Die malerische Schönheit Finnlands liegt jedoch nicht nur in den landschaftlichen Reizen und der Unerührtheit der Natur, sondern ein für die malerische Wirkung wichtiger Faktor kommt noch hinzu: er besteht in der eigenartigen reinen Farbenstimmung der



Familie beim Ausarbeiten von hölzernen Tierfiguren.

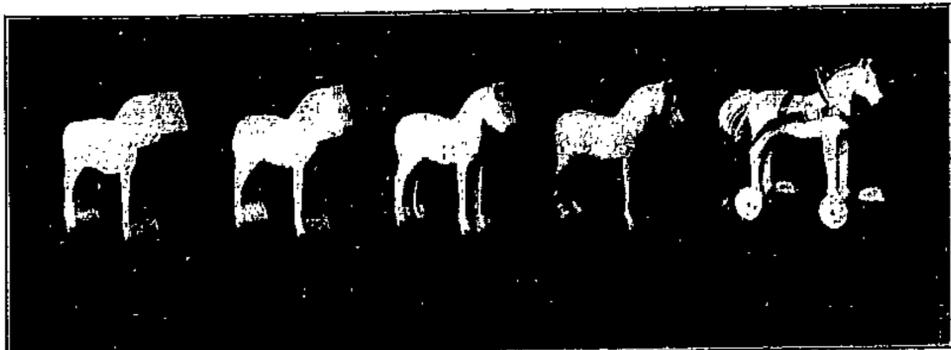
für die Gefährdung der Volksgeundheit aufsteigen. Doch es geschieht nichts. Das Elend nimmt nur immer größere Dimensionen an.

finnland.

Von Hans Erich Jäde.

Jetzt, wo die Russifizierung Finnlands leider eine beschlossene Sache ist, ist die Aufmerksamkeit des Auslandes und besonders Deutschlands mehr denn je auf das Land „der tausend

Luft, in der intensiven Leuchtkraft, die die Sonne in diesem Lande des hohen Nordens besitzt. Man redet so häufig von einem tiefblauen, italienischen Himmel; über einer finnischen Mittsommerlandschaft finden wir ihn aber in der gleichen Schönheit. Ich habe, bevor ich den Norden mit eigenen Augen sehen durfte, immer wieder die Leuchtkraft des Lichtes auf nordischen Gemälden bewundert und habe diesen Sonnen- und Lichtstrom, der nordische Wälder durchflutet, wohl gar für übertrieben gehalten, aber meine eigenen Augen haben mich dann später gelehrt, daß das, was nordische, besonders finnische Maler in ihren



Pferd.



Der Werdegang hölzerner Tierfiguren.

Sub.

Werken als Dichteffekte geben, wirklich nur die wahre, wunderbare Stimmung der Luft ihrer Heimat ist. — Ich bin zu allen Jahreszeiten, mit dem Dampfbroß, zu Pferde oder zu Fuß, durch die verschiedensten Gegenden Finnlands geeilt, von Süd nach Nord, von Ost nach West, aber immer neue Reize habe ich dem Lande abgewinnen, immer neue landschaftliche Schönheiten entdecken können.

Den tiefsten Eindruck hat jedoch auf mich Finnland im Traume der Mittsommerzeit ausgeübt. Zu dieser Zeit des Jahres versteht man erst ganz den Sinn der Worte „Land der weißen Nächte“ und die große, schöne Liebe des Finnländers zu seinem Lande kommt nun so recht zum Ausdruck. Denn, wie vor Jahrtausenden, in altersgrauer Vorzeit, so feiert der Finnländer noch heute den Mittsommerfesttag als den größten Festtag des Jahres und des Landes. — Und noch heute lodern in dieser hellen Nacht allüberall im ganzen Lande die Freudenfeuer hoch gen Himmel, wie seit tausenden vor Jahren der Dank der Menschen der Leben und Segen spendenden Sonnengöttin und der Jugendgöttin Aino. Und noch heute schallt durch die weiße Nacht: „Eläköön Suomi!“ (es lebe Finnland).

Es erscheint beinahe selbstverständlich, daß in einem Lande, wie Finnland, voll poetischer, malerischer Stimmung auch verträumte, kunstliebende Menschen wohnen. Finnland wird ja geradezu häufig das Land der Träumer genannt und nicht mit Unrecht, denn man kann immer wieder beobachten, daß sich der Charakter der verträumten finnischen Landschaft in der Seele des Finnländers widerspiegelt, und sein Tun und Lassen beeinflusst. Die Liebe zur Kunst, namentlich zur Musik und zur Poesie ist fast allen Finnländern angeboren, Volksdichter und besonders Volksmusiker gibt es und hat es bei ihnen stets in großer Zahl gegeben. — Ob ich in einer elenden kleinen Bauernhütte hoch oben im Norden Finnlands gastliche Unterkunft fand, oder ob ich in der Hauptstadt des Landes in einem vornehmen Hause weilte, Musik wurde dem Gast, dem Ukamalainen (Musikant) immer als etwas Selbstverständliches geboten. — Gitarren oder Lautenspieler, auch gute Sänger und Sängerinnen fand ich überall. Am meisten prägt sich der schwermütige Grundton im Charakter des Finnländers in seinem Volksliede, in der finnischen Volksmusik aus. Bei fast allen Volksliedern kehrt das wehmütige Motiv immer wieder, bis dann im Schlusssatz derselben endlich alle Schwermut und aller Schmerz überwunden ist und die Sonne des Glücks mit elementarer Gewalt alle Melancholie siegreich überwindet. — Wunderbar ergreifend ist in dieser Art und in seiner musikalischen Naturschilderung das finnische Nationallied: Suomi laula (Finnlands Gesang).

Wie die Musik, spielt auch das Theater im Leben des finnischen Volkes eine bedeutende Rolle. In den kleinsten Provinzstädtchen und sogar auf dem Lande befinden sich zahlreiche dramatische Volksvereine, die gewöhnlich, besonders im Winter, monatlich einmal eine Theateraufführung, die stets vor ausverkauftem Hause stattfinden, veranstalten. Ich hatte Gelegenheit, mehreren derartigen Dilettantenvorstellungen an verschiedenen Orten beizuwohnen und ich muß gestehen, daß ich erstaunt war über das Gebotene. Ich fand echte, wahre Volkskunst, eine viel bessere Kunst, als diejenige, mit der unsere deutschen herumreisenden Komödianten die Kleinstädte zu beglücken pflegen. — Mit den Bestrebungen dieser Dilettanten-Volks-theater-Aufführungen geht das Bestreben, durch künstlerische Vortragsabende das finnische Volk mit den Werken seiner Dichter und Schriftsteller bekannt zu machen. Von der darstellenden Kunst zur bildenden Kunst ist ja nur ein kurzer Schritt. — Auf dem Gebiete der Malerei und der Skulptur nehmen die Finnländer schon seit längerer Zeit

unter den nordischen Völkern auch im Auslande einen geachteten Namen ein. Die alljährlich in den bedeutenderen Städten veranstalteten großen Kunst-Wanderausstellungen haben sich stets der Sympathie des Volkes und eines zahlreichen Besuches zu erfreuen. In der modernen Architektur wandelt Finnland ja schon seit Jahren seine eigenen, siegreichen Wege. Besonders dem finnischen Landhause widmet der moderne finnische Architekt viele Liebe und was mir gerade an dem finnischen Landhause am Bauernwerksverkesten erscheint, ist, daß bei aller Stilgebiegenheit des Äußeren, dem viel Holz einen warmen Ton verleiht, nie geproßt wird, sondern das Hauptgewicht auf eine wahrhaft vornehme Raumkunst des Heimes gelegt wird. — Wenn ich vom finnischen Heim spreche, so liegt es nahe, auch von der Hüterin des Heimes, der Frau zu reden.

In der Kleidung der finnischen Frau prägt sich leider keine besondere Eigenart aus, wohl aber im Schmuck. Auffällig aber ist besonders die köstliche, immer wiederkehrende Verarbeitung des Silbers in streng altnordischer Art und Mustern. Bekanntlich nehmen heute schon die Frauen Finnlands im öffentlichen Leben eine ganz andere Rolle ein, als das bei uns der Fall ist. Wir finden die finnische Frau in öffentlichen Ämtern und Würden. So ist es denn nicht verwunderlich, daß der Wunsch des weitaus größten Teiles der den besser situierten Kreisen angehörenden weiblichen Jugend Finnlands der ist, studieren zu dürfen. Auf die Erreichung dieses Zieles wird die ganze Erziehung bei den besser situierten Familien des Landes zugeschnitten, dazu kommt, daß die finnischen Gymnasien nicht wie bei uns für die Geschlechter getrennte Bildungsanstalten sind, sondern gemeinsame. Wo eine Industrie sich mit Fabriken oder dem Glend der Heimarbeit breitmacht, da zeitigt sie in proletarischen Kreisen die gleichen traurigen Verhältnisse, die auch anderweitig angetroffen werden. Eine starke proletarische Bewegung ist schon seit langem auf dem besten Wege, auch im „Land der tausend Seen“ der gewerblichen Arbeiterin, der Fabrikarbeiterin und der Hauswirtschafterin, vorwärts und aufwärts zu verhelfen. Starke berufliche oder politische Organisationen im Sinne der modernen Arbeiterbewegung sind es auch hier, die dem kapitalistischen Raubsystem kraftvoll, zielbewußt und erfolgreich entgegenreten. Einzelheiten hierüber dürften genügend durch die Tagespresse bekannt geworden sein.

Im denkbar kräftigsten Gegensatz zu der finnischen Stadtfrau lebt die Frau vom Lande, und zwar dort, wohin noch nichts von modernen Ideen irgendwelcher Art gedrungen ist und die Verkehrswege nach den meist an der Küste gelegenen Kulturzentren noch recht im argen liegen. Dort hat die Frau eine verhältnismäßig gedrückte Stellung inne; uralte Traditionen halten hier ihr geistiges Niveau noch völlig daniieder, machen sie gänzlich zum Arbeitstier. Sie wirkt tatsächlich nur für das leibliche Wohl ihrer Familie, sie ist eine Magd unter Mägden. Fast könnte man sagen, daß sie den ganzen Tag „am Herde“ verbringt. Ja, ich bin als Gast bei finnischen Bauern gewesen, bei denen die Frau des Hauses nicht einmal das Mittagmahl mit der Familie gemeinsam einnahm; auch zu dieser Zeit waltete sie am Herde.

Der Finnländer und vor allem der finnische Bauer ist außerordentlich gastfrei. Wer auch immer zu ihm kommt und in welcher Angelegenheit es sein mag, immer wird der Fremde als Gast behandelt.

Interessante Erscheinungen im finnischen Volke sind für mich stets die finnischen Kleinbauertypen gewesen, besonders diejenigen aus dem mittleren und nördlichen Finnland. — Es sind meistens kleinere, aber starkknochige, sehnige Gestalten mit glattrasierten Gesichtern, denen man zum Teil die mongolische Abstammung noch

ansieht, die jedoch sehr häufig dieselben Züge aufweisen, wie diejenigen unserer alteingesessenen holsteinischen Bauern. — Die älteren Männer tragen das Kopshaar immer in Topfform geschnitten und halten auch strenge an dieser Haartracht fest; ebenso konservativ tragen sie den langen, faltigen Rock von selbstgepönnener Wolle. Die durch einen Gurt gehaltenen Hosen verschwinden in den langschäftigen Lappländerstiefeln, die aus gelbem oder braunem Leder gefertigt sind und deren eigentümliche Schnabelform mich anfangs sehr belustigte. Später habe ich jedoch selber bei dreißig Grad Kälte in meilenweiter Schlittensfahrt den wärmespendenden Segen dieser eigentümlichen Fußbekleidung erfahren. Bei der Charakteristik des finnischen Kleinbauern darf ich das Rauchen nicht vergessen. Der finnische Bauer ist ein sehr starker Raucher, seine Zigarette, für die er den Tabak selbst baut und die er sich selbst dreht, oder seine Holzpfeife hat er beinahe immer in Brand. Auch diese Holzpfeife verfertigt er sich selbst, ja, es ist eine regelrechte Heimindustrie aus dieser Pfeifenanfertigung geworden, daher hat jeder Landkafmann, wie man dort den Krämer auf dem Lande nennt, ein wohl sortiertes Bauernpfeifenlager. Die Pfeifen werden auch besonders gern von Touristen gekauft, zumal dieselben außerordentlich billig sind.

Ich erwähnte schon den Ledergurt des Bauern; an diesen befestigt finden wir stets einen Dolch. Ohne Dolch kein Mann, heißt es in Finnland; ja schon kleine Jungen tragen stolz ihren Miniaturdolch im Gurt zum Zeichen ihrer männlichen Würde. Die Dolchindustrie ist daher in Finnland eine außerordentlich bedeutende; von den einfachsten bis zu den kostbarsten Arbeiten fand ich schöne Stücken überall im Lande vertreten.

Eigentümlicherweise hat die Kleidung der Bauernfrau nicht mehr die gleichen charakteristischen Merkmale wie diejenige des Mannes. Zwar hat das Korsett im allgemeinen noch nicht seinen Einzug gehalten, und modern geschnürte Frauenleiber gibt es daher wenig. Aber sonst vermißt man vollkommen einen einheitlichen charakteristischen Stil. Nur einzelne Distrikte des Landes, so Karelen und Oesterbotten, haben noch ihre eigenen Trachten; aber auch sie verschwinden mehr und mehr bei denen, die sie tragen sollten, und feiern ihre Auferstehung nur neuerdings in den Städten, wo sich die Jugend zum Tanz und Spiel und zu den großen Sommerfesten mit ihnen schmückt. Bei diesen Volkstrachten, die an sich sehr kleidbar und von schöner, farbenreicher Wirkung sind, fällt als ein sehr charakteristisches Merkmal der immer wiederkehrende reiche Silberschmuck auf und die oft prächtige Pier des meistens lose über die Schultern hinabwallend getragenen Haars.

Die finnische Kost ist eine schwere, in der Art der skandinavischen. In der Auswahl der Speisen ist sie bedeutend reichhaltiger, als das bei uns der Fall ist. Das sogenannte „smörgåsbord“ wird gewöhnlich dreimal am Tage vor dem warmen Gericht serviert. Das Nationalgericht Finnlands, das man dem Fremden sehr gern vorsetzt, da es eine Ehrung bedeutet, die dieser aber meistens nicht genügend zu würdigen versteht, ist der große Fischpudding, ein Gericht, das „herrlich“ anzuschauen ist, aber den Ausländern meistens weniger gut mundet.

Das finnische Land mit seinen Seen, Wäldern und seinen freundlichen, gastfreien Bewohnern wird jedem in lieber Erinnerung bleiben, der es einmal durchwandert hat. Eine eigenartige Poesie umweht dieses mehr und mehr vom zarischen Despotismus vergewaltigte Stück Erde, für das die Sympathien rechtlich denkender Menschen in den letzten furchtbaren Jahren zunehmender politischer Knechtung und Bedrückung zusehends gewachsen sind.

Ein sittsames Heim.

Skizze von Paul Enderling.

Minna kreist wusch auf. Ihre Kermel waren hochgestreift; sie tauchte die kräftigen braunen Arme bis weit über den Ellenbogen in das Wasser.

Eigentlich war sie müde zum Umfallen. Es war den ganzen Tag über die reine Detjaagd gewesen. Das Stubenmädchen war erkrankt, und so hatte sie außer der Küche auch die Stuben besorgen und der Frau Amtsrichter und dem gnädigen Fräulein beim Anziehen, Frisieren usw. helfen müssen. Ueber Mittag war unerwarteter Besuch gekommen, sodaß sie noch in aller Eile etwas dazu herrichten mußte, und jetzt wusch sie das ganze Geschirre auf, trotzdem es erst nachmittags war. Dies hatte keinen guten Grund; nur unter dieser Bedingung hatte sie für heute Abend frei bekommen!

Deshalb war sie so müde bei der Arbeit und ertappte sich ab und zu beim Herjammern eines Liedes, in dem der Schab, der auf die Ei-ei eine wartet, eine große Rolle spielte.

Dann wurde sie jedesmal rot. Auch auf sie wartete einer: ihr Heinrich, der vom Militär auf einer Urlaubreise durch die Stadt kam und extra ihrewegen hier blieb, um erst spät in der Nacht nachhause zu seinen Eltern zu fahren. Sie waren sich ja ziemlich einig. Aber die lange Trennung, die nun bald ein Jahr währte, hatte sie, die sie beide nicht viel Zeit und Lust zum Briefschreiben hatten, doch etwas entfremdet; und es war gut, daß sie sich jetzt wiedersehen und sprachen.

Um halb acht Uhr trafen sie sich am Stadtpark, und er wollte mit ihr in ein Konzertlokal gehen. So hatte er geschrieben. Aber das wollte sie ihm schon ausreden: Das schöne Geld, das man in solch einem teuren Lokal verbrauchte, sollte man lieber auf die hohe Kante legen. . . .

In diesen Gedanken klapperte Minna fröhlich mit dem Geschirre, trotzdem ihr die müden Beine einzuknicken drohten.

Aus der ersten Etage klang Klaviergeklapper. Das gnädige Fräulein übte dort Tonleitern. Immerfort von den hellen Tönen zu den dunklen und dann wieder die Treppe hinauf zu den hellen. . . .

Plötzlich schritt die Klingel zweimal. Das war ihr Zeichen. Rasch trocknete sie die Hände ab und begab sich in den Salon.

Dort saß inmitten großer Kleiderkartons Frau Amtsrichter mit ihrer Freundin Amélie und machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Du meinst also doch das delftblaue Kleid mit den weißen Filateinsägen. Hellblau macht mich wohl zu alt? Sonst würde ich dies im Empirestil mit den Valenciennespizzen nehmen. Oder dies Marquissetleid mit der altgoldenen

Metallbordure? Dazu gehört natürlich ein Florentiner Hut aus mattgelbem italienischem Stroh, mit schwarzen Tasselschleifen garniert. Ach, die Wahl ist schwer!“ Hier erinnerte sie sich erst der Wartenden. „Minna, packen Sie nachher, wenn ich fort bin, diese Sachen mit äußerster Vorsicht ein. Ich kann mich heute noch zu nichts entschließen. Ja, Minna, Sie haben es bequemer bei der Kleiderauswahl.“ Ein beinahe neidischer Blick flog zu ihr herüber.

Als Minna hinausgehen wollte, schloß Frau Amtsrichter noch so nebenbei hinzu: „Uebrigens müssen Sie heute Abend doch zuhause bleiben. Ich gehe ins Theater und mein Mann ist im Klub. Da müssen Sie das Haus hüten.“

Minna blieb wie versteinert stehen. Ihr schöner Traum sollte plötzlich in nichts zerrinnen? „Gnädige Frau, ich muß aber heute unbedingt“ flötete sie endlich hervor.

„Unbedingt? Nein. So etwas gibt es bei mir nicht. Und weshalb müssen Sie unbedingt? Da bin ich wirklich neugierig.“

Minna fing an, von ihrem Bräutigam zu sprechen; aber sie kam nicht zu Ende.

„Bräutigam? Aha, Bräutigam! Das hätte ich mir ja denken können. Amélie, siehst Du wohl? Du hast die Minna immer so gelobt. Aber nun siehst Du ja: ein Bräutigam ist da! Das kennt man. Das ist gerade mein Fall.“ Hier zogen sich in ihr Gesicht zwei strenge Falten. „Sie müssen nie vergessen, daß Sie in einem sittsamen Heim dienen, einem hochanständigen Hause. Sie wissen wohl, daß ich Mitglied des Sittlichkeitsbundes deutscher Frauen bin. Was meinen Sie wohl, was die Damen sagen würden, wenn sie erführen, ich hätte Ihnen Urlaub gegeben, damit Sie Ihren Bräutigam besuchen dürfen?“

„Ich besuche ihn ja nicht.“

„Wo treffen Sie sich denn?“

„Im Stadtpark, am Denkmal.“

„Im Stadtpark? Das genügt mir. Man weiß sehr wohl, was in den Abendstunden im Stadtpark getrieben wird.“

„Ja, darf ich ihn denn hier aufnehmen?“ Frau Amtsrichter kochte.

„Amélie, hörst Du: hier will sie ihn empfangen. Unerhört. Sollte meine Tochter etwa von Dingen erfahren, von Dingen --? Oh! Mein Mann wäre außer sich.“

Minna wunderte sich, plötzlich von der Moralität des Hansherrn zu hören, während es wegen seiner Seitensprünge doch zu täglichen Szenen zwischen dem Ehepaar kam. Aber sie schwieg.

„Uebrigens, liebe Minna, denken Sie nicht, daß ich Sie damit schädige. Im Gegenteil: es

geschieht nur zu Ihrem Besten. Ich bin als Ihre Herrin verpflichtet, über Ihre Moral zu wachen und Sie vor Fehlritten zu bewahren. Das ist meine christliche Pflicht, von der ich nicht abgehe.“ Minna ging hinaus.

„Nun, was sagt Du nun, Amélie? Du siehst wohl, daß mein Pessimismus in Bezug auf Dienstboten Recht behält.“

Die Freundin nickte. Sie nickte immer zu den Worten der Frau Amtsrichter. Denn sie pünktete sie von Zeit zu Zeit an, wenn ihr Taschengeld mal nicht ausgereicht hatte.

Als Minna wieder in der Küche war, überlegte sie einen Augenblick, ob sie nicht das Gebot übertreten und lieber den Dienst quittieren sollte. Aber dann dachte sie an die Lauferei zu den Gesindevermieterinnen und den Herrschaften, an die Musterungen, an das Handgeld, das sie zahlen mußte -- und was geschehen würde, wenn sie keine Stelle bekäme.

Nein, es ging nicht! Sie mußte aushalten. Und zähneknirschend ging sie wieder an die Arbeit.

Oben spielte das gnädige Fräulein noch immer seine Etüden. . . immer herauf und wieder herunter. . . es war zum Einschlafen.

Jetzt ging draußen Frau Amtsrichter mit ihrer Freundin fort.

Und kaum, daß sich die Türe hinter ihr geschlossen hatte, veränderte sich oben das Spiel: aus den langweiligen Etüden wuchs plötzlich ein Gassenhauer heraus. In Wort und Musik klang es deutlich:

„Lotte, Du süße Maus --
Ich halt es nicht mehr aus --
Lotte, Du flotte,
Lotte, ach Lotte,
Du bringst mich noch ins Narrenhaus.“

Minna horchte einen Augenblick genauer hin. Ach richtig! Das war ja das Signal für den Assessor, der vis-à-vis wohnte. Das hieß so viel wie: „Komm herüber, die Luft ist rein. Die Allen sind fort.“

Sie kannte es. Es gab da ein ganzes Repertoire von Liedern, je nachdem die Chancen für den Geliebten standen: ob es heute nicht ging (dann gab es ein sehr ernstes, seriöses) oder ob es auf kurze Zeit ging, ob der Herr Papa zuhause war usw.

Als Frau Amtsrichter mit ihrem Wagen um die Ecke bog, sah sie zufällig, wie der Assessor aus seinem Hause trat; sie erwiderte seinen devoten Gruß mit leutseligem Lächeln.

Sie sah es nicht mehr, daß er nur ihr Verschwinden abwartete, um in ihr Haus zu gehen und die Treppen emporzulaufen, ihrem Töchterlein zu, das ihn oben mit kokettem, herausfordernden Lächeln begrüßte. . .

Dichter oder Kämpfer.

Von Richard Wagner.

Wenn ich ein schön Gedicht gelesen,
Das mich ergriffen wunderbar,
Fühl' oft ich im verwandten Wesen,
Daß selbst ich einst ein Dichter war.

Ich war's, als mich noch niemand kannte,
Als ich nur für mich selber schrieb,
Und was ich an die Zeitung sandte,
Begraben im Papiertorb blieb.

Da spiegelte in holden Bildern
Die Welt sich, und ein süßer Zwang
Trieb mich, was ich geschaut, zu schildern
In selbstbeglückendem Gesang.

Da hallte noch aus allen Räumen
Mein Herzschlag wieder mir als Lied;
Da lebt' am hellen Tag in Träumen
Als Magier ich und Eremit.

Heut schreib ich nicht in stiller Klausur
Filt' mich, was still mein Herz begehrt,
Heut steh ich mitten im Gebrause
Des Tags. Die Feder ward zum Schwert.

Ließ ich vom alten Zauber rühren
Mich, blieb dazu mir keine Kraft.
Da heißt es, rasch den Schläger führen,
Daß ihnen rot die Wangen klast.

Der leichte Vers selbst wird zum Pfeile
Blitzschnell muß er geschmiedet sein;
Nicht lange wägen, Kampf heißt Eile,
Schieß' zu, dem Feind in's Herz hinein!

Zwar kämpf ich gern mit frischen Gliedern,
Doch bin ich müd', fast oft die Scham
Mich, daß der Kampf von meinen Liedern
Den Duft der echten Dichtung nahm.

Dann möcht ich wieder mich berauschen
Am alten Borne, tief und klar,
Und wieder meinem Herzschlag lauschen,
Wie einst, als ich ein Dichter war.

In leiser Behmut merk' ich leider
Ich war's einmal, ich bins nicht mehr.
Bin für die Freiheit nur ein Streiter,
Nur ein Soldat im großen Heer.

Nur wenn ich hinter kahler Mauer
Im Kerker einsam sitzen muß',
Dann fühlt des Dichters seligen Schauer
Ich wieder und des Träumers Lust.

Drang aber durch der Zelle Bitter
Des Kampfes Lärm zu mir herein,
Dacht ich: doch lieber im Gewitter
Dort Kämpfer als hier Dichter sein!

Heines „Disputation“. Wenige dürften wissen, was es mit dem „Tausves-Zontof“ für eine Verwandtschaft hat, der in Heines köstlicher „Disputation“ im „Romantzero“ einzigmal erwähnt wird. Man nimmt an, es sei irgendein rabbinischer Schmöler, der dem gelehrten Rabbi ebenso für unschlagbar gilt wie Bibel und Talmud. Er gehört jedoch zu den bedeutenderen Werken der rabbinischen Literatur, und in das Leben seines Verfassers spielt eine traurige Episode jüdischer Geschichte hinein. Der „Tausves-Zontof“, richtiger ausgesprochen „Tosafoth Zontob“, d. h. Zusätze von Zontob, ein jüdischer Name, der „Gutentag“ bedeutet, aber als Lipmann verdeutscht wird, ist ein Zusatzkommentar zu den früheren Kommentaren der „Mishna“. So heißt die älteste palästinensische Partie des Talmud, eine Sammlung der religionsgesetzlichen, zivil- und kriminalrechtlichen Ausgestaltung und Fortentwicklung im nachexilischen Judentum bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. Sie umfaßt 62 Traktate in 6 Abteilungen und bildet den Text zu der viel umfangreicheren, in Babylon entstandenen und um 500 abgeschlossenen Partie des Talmud, der „Gemara“, die im wesentlichen Disputationen, Debatten, Kontraversen über den Stoff der Mishnah umfaßt, denselben weiter ausgestaltend und fortentwickelnd. In den zwölf kompensiösen Talmud-Folianten sind Mishnah und Gemara verbunden. Einen populären Kommentar hierzu hat der Italiener Obadja da Bartinoro (vulgo Bartemura) aus der Romagna, später in Jerusalem (1470—1520) geschrieben. Dieser flankiert in den gewöhnlichen



Paolo Mantegazza
ist am 28. August d. Js. in Spezia, 79 Jahre alt, gestorben. Als Physiologe und Anthropologe erregte er sich eines bedeutenden Rufes. Seine zahlreichen populär-wissenschaftlichen Schriften wurden in fast alle europäischen Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt und viel gelesen.

wurde eine Kommission von Geistlichen eingesetzt, um ihn als Gotteslästerer zu verurteilen. Es wurde ihm sogar als Verbrechen angerechnet, daß er in seinen Werken den Talmud zu sehr verherrlichte, der doch von

die Geldgier. Der Spruch lautete nämlich: er hätte eigentlich den Tod verdient, aber der Kaiser wolle Gnade walten lassen und habe die Todesstrafe in eine Geldbuße von 12000 Talern umgewandelt. Diese sollte sofort bar erlegt werden. Auf Sellers Vetoreung, diese Summe nicht erschwingen zu können, drohte der Kanzler im Namen des Kaisers, ihn auf mehreren Plätzen Wiens und Prags hängen zu lassen, und damit der Judenheit eine unauflöshliche Schmach anzutun. Mit Mühe gelang es den Juden, die Reduktion der Summe auf 10000 Gulden zu erwirken, welche außerdem in Muten, bei Würgschaftsleistungen, abgetragen werden durfte. Seller wurde Mitte August aus der Haft entlassen, aber mit Verlust seines Amtes. Das hatten seine Prager Feinde beim Kaiser durchgesetzt. Eine Nachwirkung der Anklage war ein kaiserliches Dekret von 1680, das die Juden Wiens und Prags zwangsweise zum Anhören von Belehrungspredigten trieb, und zwar jeden Sonnabend vormittags mindestens 200 Gemeindeglieder beider Geschlechter. Die Brutalität wurde indessen durch Westechnung „gemildert“ zurückgezogen, die Ausführung stieß auf allerlei angebliche Hindernisse und der 30jährige Krieg brachte schließlich ganz andere Sorgen. Seller, der außer seinem Mishnah-Kommentar noch zahlreiche rabbinische Werke verfaßt hat, starb hochbetagt in Venedig 1654. I. S.

Die Presse der Sklaven im Altertum. Die Seltenheit der erforderlichen Eigenschaften und Fähigkeiten bei den Sklaven brachte es mit sich, daß die mit ihnen ausgestatteten sehr hoch im Preise standen. So er-



Die Meister einer Werft kommen von der Arbeit.



Ein Bureau der Streikenden.
Vom Hamburger Werftarbeiterstreik.



Streitposten und Streikkontrolle.

Ausgaben den Grundtext der Mishnah auf der Innenseite, während auf der Außenseite der umfangreichere Zusatzkommentar, der Heinesche „Tausves Zontof“, den Text begleitet. Das seitdem wieder gewaltig angewachsene Material ist darin trefflich und lichtvoll verarbeitet.

Sein Verfasser, Lipmann-Seller, geb. in Wallerstein 1579, hatte sich auch in außerjüdischem Wissen umgesehen, besonders gut verstand er sich auf Mathematik. Ein hieherer und lebenswürdiger Charakter und bescheidenes, von allem Wissensdümel freies Wesen wird ihm nachgerühmt. Nachdem er in Wien als Rabbiner kurze Zeit gewirkt hatte, erfolgte 1627 seine Anstellung in Prag, der damals größten jüdischen Gemeinde in Deutschland.

Eine schwierige und undankbare Aufgabe fiel ihm hier zu. Die böhmischen Juden hatten zur Bestreitung der Kriegskosten an Ferdinand II. jährlich 40000 Gulden zu zahlen. Seller, als Vorsitzender der Kommission, welcher die Summe auf die Prager Gemeindeglieder und die Landgemeinden zu repartieren hatte, verfuhr bei der Umlage mit größter Gewissenhaftigkeit, erfuhr aber von Einzelnen heftige Angriffe wegen angeblich partieller Verteilung. Er wurde mit anderen Kommissionsmitgliedern bei der Hofkammer verklagt, und soweit ging die Gefährlichkeit der Malkontenten, daß sie ihn beim Kaiser denunzierten, er habe in einem seiner Werke das Christentum herabgesetzt u. dergl. Daraufhin traf von dem bigotten Kaiser der Befehl an den Statthalter von Prag ein, den Rabbiner Lipmann-Seller in Fesseln nach Wien bringen zu lassen (25. Juni 1629). Indessen genoß Seller bei den Beamten Prags so hohe Achtung, daß der Polizeimeister mit außerordentlicher Schonung bei der Verhaftung verfuhr und daß der Delinquent ungefesselt und ohne Wache, nur gegen Würgschaft, nach Wien reisen konnte. Dort wurde er vom Kanzler hart angefahren und dann in ein Gefängnis zu gemeinen Verbrechern gesperrt, später aber auf eifriges Betreiben der Wiener Gemeinde (vermutlich mit klingenden Gründen) in eine leidliche Haft gebracht. Mittlerweile

manchen Päpsten zum Feuer verurteilt worden war, damit habe er sich also gegen die katholische Kirche vergangen! Seller scheint seine Verteidigung nicht übel geführt zu haben und noch besser wirkte wohl



Marie v. Ebner-Eschenbach.
Die bekannte und beliebte Romanistikerin begeht am 13. September d. Js. ihren 80. Geburtstag. Ihre Werke, aus denen einzelnes in der sozialdemokratischen Presse gelegentlich abgedruckt worden ist, gehören zu den gelesesten Büchern der Gegenwart.

klären sich die großen Preisunterschiede, die — abgesehen von den außerordentlich hohen Affektionspreisen — das Doppelte und mehr ausmachten, je nach Alter, Erziehung, Beruf. Ja, es kam vor, daß der Preis desselben Sklaven auf das Doppelte stieg, nachdem er eine Ausbildung seiner Fähigkeiten erhalten hatte. So gab Columella für seine Zeit den Preis eines guten Weinbauers auf 8000 Sesterze an (1740,20 Mk.) und bemerkte, daß man auch einen für weniger kaufen könne, wovon aber der Weinberg die schlechten Folgen empfinden würde. Hierzu ist zu bemerken, daß die im Digest vorkommenden Preise sich mit dieser Zahl decken oder sie übertreffen, wo die Sache beispielsweise erwähnt wird; sie bleiben aber wesentlich dahinter zurück, wo es sich um konkrete Fälle handelt. Da hat man Preise von etwa 10 Solidi (126,89 Mk.) für Sklaven unter 10 Jahren, von 20 (253,88 Mk.) für die älteren, von 30 für die, die einen Beruf hatten, welche Summen auf 50 und 60 Solidi stieg, wenn der Beruf der des Notarius oder des Arztes war. Der Preis der Eunuchen stellte sich auf 30, 50 oder 70 Solidi, je nach dem Alter und der Berufstüchtigkeit.

Wir entnehmen diese Zeilen einem kürzlich im Verlage der Buchhandlung Vorwärts (Berlin, Preis brosch. 4,50 Mk., gebd. 5,50 Mk.) erschienenen Werke des Historikers Dr. E. Cicotti, Professor an der Universität zu Messina, das sich „der Untergang der Sklaverei im Altertum“ betitelt und die Genossin Ida Uberg zur Übersetzerin hat. Ein reiches Material ist in dem stattlichen, elegant ausgestatteten Bande zusammengetragen und vom Standpunkt der materialistischen Gesichtsauffassung beleuchtet. Der Leser bekommt treffliche Einblicke in die Produktionsmethode und wirtschaftlichen Verhältnisse der alten Welt; er sieht die Blütezeit der alten südeuropäischen Kulturländer aus diesen Verhältnissen heraus entstehen, und er lernt es auch verstehen, warum diese hohe Blüte den frühen Verfall schon mit sich im Keime trug. Das belehrende, lehrswerte Buch ist entschieden zu empfehlen.